

Wie riecht die Diktatur?

Die Schriftstellerinnen Annett Gröschner und Dima AlBitar Kalaji sammeln Geschichten von Menschen, die in einer Diktatur leben oder gelebt haben. Dabei spielt der Geruchssinn eine große Rolle. Warum? Ein gemeinsamer Besuch im Stasi-Museum in Berlin-Lichtenberg.

Alles begann im Jahr 2019, als die deutsche Schriftstellerin Annett Gröschner und die syrische Schriftstellerin Dima AlBitar Kalaji sich für das Projekt „Mapping Berlin/Damaskus“ trafen. Sie wollten Damaskus in Berlin wiederfinden. In einem Gewürzladen, im Pergamonmuseum und auch in Lichtenberg, im Stasi-Museum. Dort bemerkten sie in einem kleinen Zimmer in einem der oberen Stockwerke, dass das blaue Pionierhalstuch in einer der Vitrinen neben dem Tuch lacht eine fröhliche sozialistische Familie den Besucherinnen von einer Postkarte entgegen. Sie, zwei Frauen mit einer sehr unterschiedlichen Geschichte, seien damals in diesen Raum gekommen und hätten gedacht: „Wie in der Schule!“, sagt AlBitar Kalaji.

Dass die beiden Schriftstellerinnen nun ein zweites Mal zu Besuch sind, hat mit einem Projekt zu tun, das eben hier vor der Vitrine mit dem Pionierhalstuch seinen Anfang nahm und über das wir uns heute unterhalten wollen. „Geruch der Diktatur“ heißt es und soll zeigen, welche Spuren Diktaturen bei den Menschen hinterlassen, die in ihnen gelebt haben. Und wie sehr sich diese Spuren mitunter ähneln, auch wenn die Menschen und die Diktaturen es nicht tun. „Wir kommen aus unterschiedlichen Gegenden, wir gehören zu unterschiedlichen Generationen, und plötzlich kommt der Moment, in dem man Verbindungen findet, die man überhaupt

nicht erwartet hat“, sagt Gröschner. Ähnliche Gerüche, die beide im Kopf haben, Klänge, bei denen sie noch immer zusammenzucken, Architektur, die sie einschüchtern und bedrückt.

Als wir an diesem Morgen die große Eingangshalle des Stasi-Museums betreten, ist nicht viel los. Eine Gruppe junger Leute steht vor einem Miniaturmodell des Geländes, auf dem wir uns gerade befinden, und hört dem Museumsführer zu, dessen Stimme durch den Raum schallt. AlBitar Kalaji ist sehr still. Die hohen Säulen, die bräunlichen Farben, die ganze Bauweise hätten sie an die Gebäude des Geheimdienstes in Syrien erinnert, sagt sie später. „Ich bin durch diese Tür gegangen, und auf einmal waren all diese Gefühle wieder da.“

Gewisse Ähnlichkeiten zwischen Syrien und der DDR zu entdecken ist nicht unbedingt verwunderlich. Beide Länder schlossen Mitte der Fünfzigerjahre ein erstes Handelsabkommen; 1970 kam Hafez al-Assad, der Vater des heutigen Diktators, an die Macht. Unterlagen des Ministeriums für Staatssicherheit belegen eine Zusammenarbeit der beiden Geheimdienste in den Siebziger- und Achtzigerjahren. Doch den beiden Schriftstellerinnen geht es in ihrem Projekt nicht nur um diese konkreten Überschneidungen, die auch Außenstehende, die nie in einer Diktatur gelebt haben, erkennen könnten. Politische Verflechtungen zweier Regime lassen sich erklären und nachlesen – mit dem alltäglichen Leben unter einer diktatorischen Herrschaft haben sie jedoch wenig zu tun. Die Verbindungen, von denen Gröschner spricht, sind anderer Art. Ihre Erfahrungen in der DDR seien zwar nicht so schlimm gewesen wie die vieler anderer, sagt sie, schließlich sei ihr nichts passiert. „Aber ich hatte Ängste, und die kommen bei Dingen hoch, die mit den Sinnen zu tun haben.“ Auch AlBitar Kalaji und vielen anderen geht das so.

Kürzlich, erzählt die syrische Schriftstellerin dann, habe sie mit einem anderen Syrer gesprochen, der auf einem Festival plötzlich etwas gerochen und sich unwohl gefühlt habe. Zwei Tage habe er nicht gewusst, woher er diesen Geruch kenne. „Bis ihm dann einfiel: aus dem Verhörraum.“ Als AlBitar Kalaji selbst das erste Mal zum Verhör bestellt wurde, war sie vierzehn Jahre alt. Ihr Onkel, der in den USA lebte, hatte sie zu sich eingeladen, und sie hatte einen Pass beantragt. Das war verächtlich. Und so wurde sie, ein Teenager, einbestellt und musste stundenlang allein in einem Zimmer sitzen, bevor endlich jemand kam, um sie zu befragen. Vor dem Gebäude wartete ihr Vater,

panisch, nicht wissend, wann und ob seine Tochter wieder herauskommen würde. Es war die erste von vielen weiteren Vorladungen. Noch heute, sagt AlBitar Kalaji, die seit 2013 in Berlin lebt, schrecke sie jedes Mal auf, wenn es unangekündigt an der Tür klinge, so als käme nun jemand, um sie abzuholen.

Der Geruch, den der Mann auf dem Festival in der Nase gehabt habe, war kalter Zigarettenrauch. Ein Geruch, den auch AlBitar Kalaji von ihren Befragungen kennt: „Eigentlich alle, mit denen ich über dieses Projekt gesprochen habe, haben sich daran erinnert, an den Geruch der Verhörzimmer.“ Eine Mischung aus Zigarettenrauch, Staub, Schweiß, Reinigungsmitteln und schlechter Luft.

Gerüche lassen sich nur schwer konservieren. Die DDR versuchte es trotzdem. In luftdichten Gläsern verschloss die Volkspolizei Stofftücher mit Geruchsproben, anhand derer speziell ausgebildete Hunde Verdächtigen auf die Spur kommen sollten. Doch Menschen haben keine Hundenasen. Die meisten Leute können die DDR nicht mehr riechen – mit den Gebäuden, den Supermärkten und Gefängnissen sind auch viele Gerüche für immer verschwunden. Für sie rieche die DDR zum Beispiel nach Wofasept, einem Desinfektionsmittel, sagt Gröschner, nach nassen Uniformen und, positiver, nach „Intershop“, dem Supermarkt, in dem es für Devisenprodukte aus dem Westen zu kaufen gab.

Um uns herum schlurften Besucher durch die langen Gänge, und man fragt sich, was sie wohl denken, wenn sie vor den Überbleibseln eines Staates stehen, den es schon lange nicht mehr gibt und in dem die meisten von ihnen nie gelebt haben. Könnten sie sich diesen Staat besser vorstellen, wenn sie wüssten, wie Intershop, wie Wofasept roch? In der Geschichtswissenschaft gibt es mit der Sinnesgeschichte eine eigene Forschungsrichtung, die sich mit diesen Fragen beschäftigt und versucht, vergangene Epochen sinnlich erlebbar zu machen. Erst 2020 wurde mit „Odeuropa“ ein von der EU mit 2,8 Millionen Euro gefördertes Forschungsnetzwerk zum Thema Gerüche gegründet. Auch Museen sollen zukünftig von dieser Forschung profitieren. Im Stasi-Museum müssen wir uns noch mit Objekten in Vitrinen begnügen, uns auf die Geschichten von Zeitzeuginnen und unsere Vorstellung verlassen. Den Namen „Geruch der Diktatur“ hätten sie auch deshalb gewählt, sagt



Von der Stasi bei einem Verhör unbemerkt entnommene Geruchsprobe des Häftlings Michael Schlosser („Ikarus“) aus der Gedenkstätte Bautzener Straße Dresden. Foto Sven Döring/Agentur Focus

Gröschner: weil Gerüche sich genauso schwer vermitteln lassen wie die Dinge, von denen die beiden Schriftstellerinnen mit ihrem Projekt erzählen wollen.

Gröschner und AlBitar Kalaji kennen sich über den Verein „Wir machen das“, den Gröschner 2015 mit 99 anderen Frauen gegründet hat. Durch verschiedene Projekte, wie „Weiter schreiben“, bei dem Schriftstellerinnen und Schriftsteller mit und ohne Migrationsgeschichte Tandems zum Austausch bilden, sollen unterschiedliche Menschen

von ihrer Schwester, die kurz nach dem Reaktorunglück in Tschernobyl eine Klassenfahrt nach Kiew machen musste. Denjenigen, die nicht mitfahren wollten, sei gedroht worden, keinen Abschluss zu bekommen. „Meine Schwester hat jahrelang Angst gehabt, ein krankes Kind zur Welt zu bringen“, sagt Gröschner. AlBitar Kalaji hat eine andere Geschichte dieser Art, aus Syrien. „Bei Bombenangriffen soll man in den Keller, bei Giftgasangriffen möglichst nach oben, weil das Gas nach unten sinkt“, sagt sie. Aber was macht man, wenn beides gleichzeitig passiert? „Ich erinnere mich, wie wir einmal eine Stunde im Treppenhaus standen und nicht wussten, wohin.“

Wir sind mittlerweile im Herzen der Stasi angekommen, dem Büro Erich Mielkes, der über dreißig Jahre Minister für Staatssicherheit war. „Hier kriege ich Beklemmungen“, sagt Gröschner. Die Wände sind holzvertäfelt, alles ist braun bis auf die blauen Polster und die staubigen Zimmerpflanzen. An den Fenstern hängen Spitzengardinen und beige Vorhänge. Die Einrichtung auf dieser Etage, so informiert das Museum, ist immer noch die von 1961. Alles wirkt wahnhaft deutsch, doch die Büros in Syrien, sagt AlBitar Kalaji, sähen mehr oder weniger genauso aus.

Wer sehr weit von der DDR und überhaupt von Diktaturen aufgewachsen ist, verbindet mit Orten wie diesem keine Erinnerungen und schon gar keine Gerüche. Trotzdem ist die Atmosphäre bedrückend. Liegt das am vielen Holz? Oder vielleicht an den Bildern, die man eben doch kennt aus dem Fernsehen, aus Filmen? Für Gröschner liegt es, zum Beispiel, an den Zimmerpflanzen. An der „Honeckerpalme“, die heute wieder Grünliebe heißt, und in der DDR für die echten Palmen erhalten sollte, die es nun mal nicht gab. Oder der Hipsterpflanze Monstera, die diesen Namen trägt und heute wieder die Wohnzimmer schmückt. Das sei auch in Ordnung, sagt sie, nur bitte nicht ihres.

Vor dem Mauerfall habe eine Freundin sie gefragt, wohin sie gehen würde, hätte sie eine Tarnkappe, sagt Gröschner. Sie habe damals nicht fliehen, sondern in die DDR-Archive gewollt. „Um zu verstehen, was sie uns vorenthalten.“ Dann, wenig später, sei die Mauer gefallen, und sie habe alles nachholen können, was ihr bis dahin verborgen geblieben war. „Aber trotz dieses Wissens, diesen vielen Stunden im Archiv gibt es immer noch diese Alträume“, sagt sie. „Dieses gewisse Etwas, das man nicht erklären kann.“

Über dieses gewisse Etwas tauschen die beiden Schriftstellerinnen und ihre Gesprächspartner sich nun aus. „Wir wollen Syrien und die DDR nicht miteinander vergleichen“, sagt Gröschner. „Die Länder und auch die Diktaturen sind vollkommen unterschiedlich.“ Das beginne schon damit, dass es die DDR nicht mehr gebe, das Regime in Syrien allerdings schon. „Aber wir fragen uns“, sagt Gröschner, „was von Diktaturen übrig bleibt. Auch wenn wir glauben, sie hinter uns gelassen zu haben.“ Darüber könne man, trotz aller Unterschiede, Gemeinsamkeiten entdecken. Eine Folge der Diktatur, sagt AlBitar Kalaji, sei ein großes Misstrauen von Syrern untereinander: „Wir sind mit der Idee aufgewachsen, dass das, was wir sagen, für immer bleibt und dass es jemand hören wird.“ Menschen seien wegen eines Worts verschwunden. „Auch in der syrischen Gemeinschaft in Berlin spürt man das. Die Leute verschließen sich“, sagt AlBitar Kalaji. Zueinander hätten sie oft weniger Vertrauen als zu anderen. Was natürlich auch daran liege, dass der syrische Geheimdienst noch immer existiere. Ein Ziel, das den meisten Diktaturen gemein ist, liegt genau darin: Misstrauen zu säen und Zusammenhalt zu verhindern. Indem man miteinander spricht und sich austauscht, wird aber genau dieses Ziel unterlaufen.

ANNA VOLLMER

<https://geruch-der-diktatur.jetzt/>



Dima AlBitar Kalaji Foto Andreas Pein



Annett Gröschner Foto Andreas Pein

miteinander in Kontakt kommen. Auch „Geruch der Diktatur“ ist ein Projekt des Vereins. Hierfür sammeln Gröschner und AlBitar Kalaji Geschichten und Erlebnisse von Menschen, die in einer Diktatur leben oder gelebt haben. Auf der Internetseite des Projekts findet sich eine interaktive Karte mit Buchstaben, die auf Begriffe wie „Objekte“, „Träume“, „Gerüche“ verweisen oder auf Orte wie Damaskus, Aleppo und Berlin. Man kann dort Texte über Geräusche und Gerüche lesen, aus der DDR, Syrien und Iran. Auch Frauen aus Belarus habe sie kontaktiert, sagt Gröschner. Im Moment arbeiten die beiden Schriftstellerinnen für ihr Projekt an einer Podcast-Reihe, in der es nicht nur um persönliche Erfahrungen geht, sondern wo auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zum Thema befragt werden sollen.

Auf der Website ist auch ein Foto von drei Personen zu sehen, die mit Gasmaske vor einer Schultafel stehen. „Die in der Mitte bin ich“, sagt Gröschner. Bei manchen Geschichten, um die es im Projekt noch gehen soll, stehe das Gegenteil von Gerüchen, eine geruchslose Gefahr, im Vordergrund. Und dann erzählt sie



Dima AlBitar Kalaji (links) und Annett Gröschner Foto Andreas Pein